

Apex mit Arthritis

Ein vor wenigen Monaten für die Rekordsumme von rund 45 Millionen US-Dollar (etwa 40 Millionen Euro) versteigertes Skelett eines Stegosaurus steht nun im New Yorker Naturkundemuseum. Der US-Milliardär Kenneth Griffin habe das rund 150 Millionen Jahre alte Skelett bei der Auktion im Juli erworben und es dem Museum dauerhaft zur Ausstellung überlassen, teilte das American Museum of Natural History (AMNH) am Donnerstag mit. Im AMNH, das unter anderem mit dem Hollywoodfilm »Nachts im Museum« populär wurde, stehen schon einige berühmte Dinosaurierskelette. Das von der Schnauze bis zur Schwanzspitze etwa acht Meter lange und 3,5 Meter hohe Stegosaurus-Skelett mit dem Spitznamen »Apex« wurde 2022 im US-Bundesstaat Colorado entdeckt. Es ist Experten zufolge mit 254 fossilen Knochenelementen nahezu vollständig. Die Gesamtgröße und der Entwicklungsgrad der Knochen zeigen, dass das Tier erwachsen gewesen sei. Hinweise auf Arthritis deuten den Experten zufolge darauf hin, dass es ein hohes Alter erreicht habe. (dpa/jw)

Milan Sládek tot

Der lange in Köln tätige slowakische Pantomime und Regisseur Milan Sládek ist gestorben. Er wurde 86 Jahre alt, wie die slowakische Nachrichtenagentur TASR berichtete. Die Familie habe der Stadtverwaltung von Považská Bystrica, wo Sládek aufgewachsen war, am Mittwoch seinen Tod bestätigt, ohne Zeit und Ort zu nennen. Am 23. Februar 1938 in der kleinen slowakischen Gemeinde Streženice geboren, studierte Sládek in Bratislava und Prag, wo er sein erstes Pantomimeensemble startete. 1962 begründete er eine eigene Pantomimeabteilung am Slowakischen Nationaltheater in Bratislava. Wegen der Niederschlagung des »Prager Frühlings« 1968 emigrierte Sládek über Schweden nach Köln, wo er 1974 das Theater Kefka eröffnete. 1989 kehrte er in die Slowakei zurück und leitete in Bratislava ein eigenes Theater sowie eine Ausbildungsinstitution für Pantomime. (dpa/jw)

Schatten aus dem Süden

Zum Tod des Soziologen und Lateinamerikawissenschaftlers Dieter Boris. Von Georg Fülberth

Der Soziologe Dieter Boris, der am 21. November 2024 starb, hätte noch vieles zu sagen gehabt – wahrscheinlich mit einigem Grimm, gerade jetzt, zu Themen, die wieder einmal aus seiner Sicht vor-schnell abgehandelt werden, immer aber mit großer Gründlichkeit.

Am 27. Mai 1943 geboren, in Wiesbaden aufgewachsen, begann er ein

Studium in Frankfurt am Main, hörte bei den Lehrern der Frankfurter Schule, war aber auch einer derjenigen, die es mit Lust auf Historisch-Konkretes nordwärts zog, nach Marburg und zu Wolfgang Abendroth. Der war da nicht sein einziger Lehrer. Die jungen Leute, die sich dort einfanden, trafen in den Arbeitskreisen des SDS zusammen und suchten sich weitere Themen.

Einer von ihnen, Karl Hermann Tjaden, lenkte den Blick auf die Notwendigkeit, den Imperialismus neu zu begreifen. Es war Vietnamkrieg, der Süden rückte in den Blick. Dieter Boris fand dort sein Lebensthema. Dass er bei Heinz Maus mit einer Studie zur politischen Soziologie Karl Mannheims promovierte, war insofern schon eine bereits geräumte Etappe in seinem wissenschaftlichen Lebenslauf.

1972 wurde er Professor in Marburg. Von dort aus brach er, so oft er konnte, zu seinen Forschungsreisen nach Lateinamerika auf. Sein großes politisches Erlebnis, zugleich Gegenstand seiner Untersuchungen, war das Chile der Unidad Popular, der faschistische Putsch, eine Erschütterung, die sein Denken nachhaltig beeinflusste und ihn in eine erste Differenz zu damals gängigen einlinigen Hoffnungen brachte. In Vietnam wurden gerade die USA geschlagen, in Europa musste der Westen zur Kenntnis nehmen, dass seine Rollbackstrategie gegen die DDR und die 1945 geschaffene Nachkriegsordnung gescheitert war. Eine daraus resultierende Erzählung, jetzt werde es immer so weitergehen, stieß bei Dieter Boris auf Skepsis.

Er blieb bei seinem Thema Lateinamerika, zog Studierende an, die er dafür begeistern konnte, und gründete so eine weitere Marburger Schule. Methodische Basis ihrer Untersuchungen war die politisch-ökonomische Strukturanalyse lateinamerikanischer Gesellschaften, niedergelegt in einer Flut von Veröffentlichungen.

An Parteilichkeit fehlte es nicht: Es waren die Arbeiterbewegungen und ihre Interessen, von denen die Forschungsfragen ausgingen. Mit den Linkstendenzen in Lateinamerika seit dem Anfang des Jahrhunderts hat Dieter Boris sich in Büchern von

2007 und 2014 ausführlich befasst, nicht ohne Sympathie, aber ohne Illusionen angesichts einer Zukunft des »Sozialismus des 21. Jahrhunderts«. Die Enttäuschung der folgenden Jahre war ihm nicht neu und führte ihn zu Fragen nach der politischen Kultur und den Stimmungsschwankungen der Volksmassen. Es musste eben genauer hingesehen werden. So hätte Dieter Boris sich wohl auch zu Bemühungen verhalten, sich den »globalen Süden« antiimperialistisch schönzureden.

Seit er über Argentinien geforscht hatte, wusste er, dass es linken Populismus gibt, und er reagierte scharf gegen die Unterstellung, es gebe nur rechten. Der Verfasser der hier vorliegenden traurigen Zeilen dankt ihm für lehrreiche und freundschaftliche Zurechtweisung.

In seinen späten Tagen kämpfte er gegen Pessimismus. Er fragte, was das Moment Wahrheit an konservativer Fortschrittskritik sein könne, wies sie zurück, nahm sie aber zur Kenntnis, so in seiner Auseinandersetzung mit Reinhart Koselleck. Durch und durch ein Sozialist, mochte er doch keine linke Hagiographie, etwa in einer Rezension zu einer Biographie Felix Weils, in der sichtbar wurde, wie schofel der Mäzen des Frankfurter Instituts für Sozialforschung von Horkheimer und Pollock behandelt wurde.

Zum Schluss dann wieder eine ganz große Herausforderung: Milei – ein Thema wie gemacht für Dieter Boris. Zusammen mit Patrick Eser veröffentlichte er einen Aufsatz:

»Der rätselhafte Aufstieg des »Messias« Milei. Argentinien als Experimentierlabor des libertären Autoritarismus?«

Die Antwort werden jetzt andere zu geben haben.



Genauer hinsehen: Dieter Boris (27. Mai 1943 bis 21. November 2024)

Nora Fingscheidts dritter Langfilm »The Outrun« hat zwei Stars: Hauptdarstellerin Saoirse Ronan und den Wind. Häufig werden beide eins. Klingt okkult, mystisch. Und so hebt »The Outrun« auch an. Die Erzählung spielt in großen Teilen auf den schottischen Orkney-Inseln. Die Erzählstimme raunt etwas von den Seelen der Toten, die hier nach altem Glauben zu Seehunden würden,

um endlos im Meer zu treiben. Nur nachts kämen sie ans Ufer, um im Mondlicht zu tanzen. Rona (Saoirse Ronan) ist so eine verlorene Seele. Die junge Frau ist zwar quicklebendig, aber sie hat den Halt in ihrem Leben verloren. Rona treibt ziellos umher, sucht der Taubheit des Alltags zu entkommen durch ekstatische Kicks, Sex, Alkoholexzesse. »The Outrun« ist, eingebettet in eine poetische Erzählung und wundervolle Landschaftsaufnahmen, in Wahrheit ein Film über eine alkoholranke Frau.

Die kehrt nach zehn Jahren im fernen London in ihre Heimat zurück, eben auf die Orkney-Inseln. Dem Zuschauer wird schnell klar, wovor sie damals in die Metropole geflohen ist. Vor ihrer religiösen Mutter, die auf dem Tischgebete besteht und Sinn in ihrem Bibelkreis findet. Und vor ihrem bipolaren Vater, der oft tagelang nicht aus dem Bett aufsteht und seine Schafzucht so heruntergewirtschaftet hat, dass er allein in einem Container wohnt. Einmal, im Wahn, hat er die Fenster des Hauses zertrümmert, um den Wind hineinzulassen. Rona, noch Kind, dachte damals, er beherrsche tatsächlich das Wetter. Danach holte die Polizei ihn ab.

Rona ähnelt ihrem Vater. Sie sucht die Extreme. Wenn die Wellen an die Inseln branden, hebt sie die Arme und dirigiert die Fluten. Einmal, als sie von einem Traum berichtet, in dem ihr

Das Meer dirigieren

Nora Fingscheidts sehenswerter Film »The Outrun« über eine alkoholranke Frau

Haar in Flammen stand, reagiert ihr Freund irritiert, glaubt, sie habe einen Alptraum gehabt. Rona aber lächelt. Ihr hat die Vorstellung gefallen, von den Flammen umwallt zu werden.

Rona ähnelt aber nicht nur ihrem Vater, sie ähnelt auch Benni, der Hauptfigur aus Nora Fingscheidts großem Erfolg »Systemsprenger«. War Benni ein unbändiges Kind, das von Wutanfällen überrollt wurde, kämpft die erwachsene Rona gegen ihre Impulsivität an. Im Alkoholrausch wird auch sie zur Gefahr. Sie verletzt sich und andere. Nicht nur mit Worten. Doch auch die wiegen schwer. Etwa zur Mitte des Films fällt der Satz, der das Thema des Dramas auf den Punkt bringt: »Ich glaube nicht, dass ich ohne Alkohol glücklich sein kann.«

Wie Rona sich dennoch Momente des Glücks zurück erkämpft, das zeigt »The Outrun« eindrücklich. Wir sehen eine entfesselt aufspielende Saoirse Ronan in einer Orkney-Hütte zu dröhnender Musik im Teelichtschein tanzen, wie einst in den Londoner Clubs. Wir sehen sie stoisch durch den Wind

über die Inseln stapfen. Beobachten sie aber auch im Pub, wo sie sich gnadenlos betrinkt, sehen sie zögern an jedem Supermarktregal, auf dem die Weinflaschen aufgereiht sind und begleiten sie in den Kreis anonymer Alkoholiker, wo sie die Tage seit ihrem letzten Absturz zählt.

Fingscheidt, die mit ihrem Debüt hohe Erwartungen geweckt hat, löst mit der Verfilmung des autobiographischen Romans von Amy Liptrot all diese Erwartungen ein. Ihrem Porträt einer jungen Frau in Flammen ist gelungen, was schon »Systemsprenger« fertigbrachte. Sie hat erneut einen wirklich schweren Stoff, ein bitteres Sozialdrama, derart in Film verwandelt, dass wir als Zuschauer nicht gequält mitleiden, sondern die Protagonistin schätzen lernen, sie zu verstehen glauben, ihr folgen. Rona folgen wir in den Sturm. Und stellen dann fest: Sie ist der Sturm.

André Weikard

■ »The Outrun«, Regie: Nora Fingscheidt, UK/BRD/Spainien 2024, 118 Min., bereits angelaufen

30. Internationale Rosa-Luxemburg-Konferenz

Das letzte Gefecht

Wie gefährlich ist der Imperialismus im Niedergang?

Jetzt die Konferenz mit deiner Spende unterstützen!

jungewelt.de/rlk-spende

Spendenkonto:

Verlag 8. Mai GmbH,
Postbank Berlin
IBAN: DE50 1001 0010 0695 6821 00
BIC: PBNKDEFF
Verwendungszweck: RLK 2025

Weitere Infos unter:
jungewelt.de/rlk

Sa., 11. Januar 2025

Wilhelm-Studios Berlin